

Tante Auguste ließ aber dem jungen Doktor gar keine Gelegenheit eingehende Seelenstudium an ihr zu treiben; denn sie entwickelte sofort mit großer Willensfestigkeit ihre Ansichten über das, was jetzt zu geschehen habe und verstand dabei gar trefflich, seine Meinung herauszulocken und ihn für ihre Wünsche zu stimmen.

Das Haus sollte möglichst bald verkauft werden, damit Elfrides Vermögensverhältnisse in Kürze klare Regelung erfahren konnten. Frau Kreisch würde bis zur völligen Auflösung des Hausstandes die Wirtschaft führen und Herr Dr. Helmer bis zur seiner Ueberbelohnung versorgen. Elfe aber sollte das Nützlichste ihrer Sachen packen und bereits morgen vormittag mit ihr heim nach Frauenberg reisen.

Elfe fuhr bei der letzten Äußerung der Tante erschrocken auf, und auch Helmer erhob lebhaften Widerspruch. Aber Tante Auguste ließ sich nicht von ihrem Plane abbringen. Sie legte dar, daß doch Helmer mit Elfride unmöglich allein in dem ständlerischen Hause wohnen könne, ohne das Urteil der Leute unliebsam herauszufordern und die eigene Ehre zu gefährden. Sollte aber Helmer für die paar Wochen erst noch einen Wohnungswechsel vornehmen, lediglich um Elfride dann und wann ein Stündchen sprechen zu können? War es nicht besser, sie legten sich beiderseits das Opfer kurzer Trennung auf, um dann in völliger Vereinigung das entbehrte Glück in doppelter Schönheit zu genießen? Auch war es doch nicht zu verachten, daß sich jetzt die gute Gelegenheit bot, Elfride unter so mütterlichem Schutze nach Frauenberg reisen zu lassen.

Das Brautpaar konnte nicht anders, als den verständigen Ausführungen der Tante zuzustimmen, wie schwer es ihm auch wurde. Und als dann Tante Auguste in warmen Tönen ihr Hauswesen so drollig zu schildern wußte, ihren guten Hausvater Theo, ihre drei Kinderlein, die dicke Male, da verblich Helmers Vorurteil und die Tante fing an, ihm lieb zu werden.

Wenn nur die Trennung von Elfe nicht so schnell nötig wäre! Er fühlte, seine Braut brauchte gerade in diesen Tagen seine Gegenwart sehr und auch ihm würde sie schmerzlich fehlen. Sie hatten ja kaum ihr Glück gefunden und sollten nun schon sich die Hände zu langem Scheiden reichen!

Da war es wieder Elfride, die zuerst die heißen Eigenwünsche des Herzens niederrang, und nur das wahre Wohl ihres Geliebten wollend, der Tante erklärte, daß sie ihrem Entschlusse dankbar beistimme und — schwer und gepreßt kamen die Worte von ihren Lippen — bereits morgen mit ihr abzureisen gedente, falls Manfred nichts dawider habe. Mit schauendem Sinn erkannte Helmer die Größe ihres Entschlusses und stolze Nührung überkam ihn. Er faßte zärtlich Elfens Hand und führte sie, ehrfürchtig vor solcher Seelenvornehmheit, an seine Lippen.

Der letzte Abend mit der Geliebten! Alles Gute, alles Zärtliche wurde nochmals in Helmer wach. Elfride sollte noch einmal fühlen, daß er nicht aus Mitleid, sondern aus Liebe um ihren Besitz geworden habe. Eine schöne Erinnerung vergoldet ja lange alles Trübe und Dunkle kommender und vergangener Tage.

Tante Auguste war im Bechnuß der seligen Frau Ständler eingeknickt und träumte von ihren Lieben, die der Mutter wiederkommen ersehnten. Dr. Helmer hatte sich in einen hohen Stuhl am Fenster, dem Lieblingsplage Elfens, gesetzt. Neben ihm, auf einem holzgeschnittenen Bänkehen, saß Elfe und schmiegte den feinen Kopf an seine Seite. Weider Herzen waren zu voll, um Worte des Austausches zu finden. Dazu kam, daß das Zimmer in weichem Dunkel lag, und der schwache Duft der hier gelegenen Totenblumen den Raum mit wehmütiger Stimmung erfüllte.

Helmers Gedanken umspannten noch einmal das, was seinem Leben die letzten drei Tage geworden waren. Morgen würde er wie immer seinen Unterricht erteilen, zwischen ihm und Elfride würde eine weite Länderstrecke liegen — ist unser Dasein nicht ein bunter Traum?

Elfrides Gedanken gingen ähnliche Wege. O tiefes Geheimnis des Menschenschicksals! Dieselbe Stunde, die ihr das Liebste nahm, gab ihr die Erfüllung dessen, wonach ihre Sehnsucht so heiß gestrebt hatte. Wie ein Wohlthäter schien ihr der Geliebte, und in demütiger Hingabe wollte sie ihm dienen und die Hände sorgend unter seine Füße breiten!

Der letzte Abend! Wie würde es morgen sein? Ach, sie durfte den Gedanken gar nicht weiterdenken, sonst verengte sich ihr Herz und zuckte wie in heftigem körperlichem Schmerz.

Da strich Helmers Hand lind über ihr seidenes Haar. Im gläubigen Vertrauen richtete sie ihr Antlitz empor. Ach, könnte sie den Geliebten nur einmal von Angesicht zu Angesicht schauen! So aber wozu ihre sehneude Seele desto lichtere Glorienstrahlen um den Einzigen.

Da hub Helmer zu sprechen an. Weich und flüsternd kamen die Laute von seinen Lippen, als fürchteten sie, die Feierstunde zu verschonen. Was auch sie bewegte, ihre nächste Zukunft, rührten seine Worte an. Sie sollte nur sein willensstarkes Mädchen sein und wacker alles Herzweh bezwingen. In Gedanken wollte er ja stets bei ihr, und gute, treue Gedanken hätten Wundermacht. Dann malte er in zärtlichen Worten das Glück, das sie sich gemeinsam erbauen wollten. Sein trautes Heim und darin als Königin Elfride mit ihrem Reichthum an Liebe, mit ihrer Tiefe von seinem Empfinden, was brauchten sie dann noch die laute Welt, deren Feste nur den Geist veröden und das Herz erkalten lassen!

In stummer Verzückung lauschte Elfe Manfreds Worten und eine Sehnsucht nach jenem fernem Glücke wuchs in ihr — riesengroß!

Lange saßen so die Liebenden. Da erwachte Tante Auguste, rief sich beide Augen aus und schaute sich erkant um, bis sich ihre Gedanken endlich in die Wirklichkeit fanden.

Schelmhaft gewahrte sie am Fenster die Umrisse der Liebenden. Da stand sie auf und rief mit gutmütig mütterlicher Stimme: „Kinder, da habe ich wirklich den Abend

redlich verschlafen und hätte doch so notwendig mit Elfe zu packen gehabt. Komm, Liebe, weise mir, was du fürs erste mitzunehmen gedenkst!“

Die Stimmung war zerrissen. Noch einen innigen Händedruck, dann erhob sich auch Helmer und führte Elfe hin zur Tante, die indessen nach Frau Kreisch gerufen hatte, damit im Zimmer Licht angezündet würde. Er fühlte sich vorläufig überflüssig, verabschiedete sich von den Damen und bat, in einem Stündchen nochmals vorsprechen zu dürfen, um Elfe ein letztes Lebewohl zu sagen; denn der morgende Tag rief ihn wieder zeitig zur Berufspflicht und ließ es zweifelhaft erscheinen, ob sich dann noch Zeit zum Abschiednehmen fand.

Während nun Tante Auguste mit Elfride in deren Stübchen schritt und mit Frau Kreischs Hilfe an Wäsche und Kleidung zusammenlegte, was Elfride in den ersten Tagen benötigte, stand Helmer in seinem Zimmer und suchte nach irgend etwas Lieben, was er seiner Braut als Andenken überreichen könne.

Wie eifrig er aber auch spürte, nichts Passendes vermochte er zu finden. Schon wollte er trostlos seinen Schreibtisch schließen, als ihm zwischen vergilbten Briefen, die ihm einst seine Mutter geschrieben hatte, ein schlichtes Pappflästlein in die Hand kam.

Er öffnete, ja, richtig — ein kleines goldenes Herz am verblichenen Sammetbande; Mutter hielt es besonders wert, denn liebe Erinnerungen aus ihrer Mädchenzeit knüpften sich daran!

Helmer war über den Fund ganz glücklich. Ja, eine pietätvollere Verwendung konnte das Andenken gar nicht finden, als daß er's seiner Braut zum Talisman seiner unwandelbaren Liebe verehrte.

„Mutter“, dachte er, „o könntest du hersehen, wie gut und rein meine Elfe ist, du würdest deine Hände zum Segen über uns ausbreiten und deine verwaisste Tochter fürsorglich an dein warmes Herz schließen!“

Eine tiefe Weichheit kam über Helmer bei dem Gedanken an seine verlorbene Mutter. Bilder aus seiner Kindheit, die er längst vergessen wähnte, stiegen vor ihm auf und aus allen winkte grüßend sein Mütterlein, als verstände sie sein Sehnen und wollte ihm Ruhe und Frieden bringen.

Ein feines Klopfen an der Tür unterbrach seine Gedanken. Schnell schritt er hin. Da stand — demütig, mit gesenktem Kopfe, Elfride vor der Tür und flüsterte: „Manfred, ich wollte dir noch einmal sagen, ehe ich von dir gehe, was mir das Herz bedrückt.“

Zärtlich legte Helmer seine Hand um ihre Hüfte und führte sie langsam in das Gemach.

Er wollte reden, doch bittend legte sie ihre Hand auf seinen Mund und sagte stockend: „Manfred, schon lange liegt's mir auf dem Herzen, dich zu bitten, achte mich nicht gering, daß ich in diesen schweren Tagen, da mir das Liebste ging, an mein eigenes Glück zu denken vermag und mich an seinen Strahlen wärme. Doch siehe, deine Güte macht mich so unendlich reich, daß mein Denken wirr und kraus geworden ist und nur das eine weiß, wie lieb du mir bist. Manchmal aber regts sich in mir wie dumpfe, abnende Herzensangst, daß ich ausschreien möchte: „Ja, habe dich frei! Geliebter, du darfst dich nicht binden, dir laßt das Leben, dir winkt der Ruhm, dich begehren schöne, gesunde Frauen — und ich bin doch so unsäglich arm, ich bin ja eine Blinde, es ist Unrecht, Sünde, daß ich dir zur Fessel werde!“

Mit tiefer Ergriffenheit hörte Helmer Elfrides leidenschaftlichem Gestammel zu. Dann sprach er ernst und eindringlich: „Elfe, hast du mich lieb?“

In mädchenhaftem Erröten neigte sie das feine Haupt: „Unendlich lieb!“

Da bedeckte er ihren Mund mit heißem Kusse und sagte schlicht und doch groß: „Dann habe Vertrauen zu mir und glaube fest, du einzige, du bist mein Glück!“

Ein sonnenwarmes Leuchten überflutete Elfrides Antlitz. Mit schüchternem Munde gab sie seinen Kuss zurück und hauchte bebend: „Manfred, ich glaube an dich!“

Nun trat er zum Schreibtisch, nahm das goldene Herzchen und schlang das weiche Band der Erkaunten um den Hals und sprach mit feierlicher Stimme: „Meine Elfe! Nimm dieses Kleinod, das meiner Mutter teuer war und trage es in Erinnerung an die Gute, trage es als Schutz in Leid und Weh, trage es im holden Vertrauen, daß mein Herz jederzeit deiner gedenkt und nur für dein Wohlergehen schlägt!“

Da trat draußen aus den dunklen Wolken blaß und bleich der Abendstern. Er lugte durch die Fensterkreuzen und war der einzige Zeuge des, was Dr. Helmer der blinden Elfride gelobte.

IV.

„Die Welt weiß nicht, was er mir schrieb, wie arm die Menschen sind. O lächer du's, mein Einziger, wie reich allein dein Kind!“

Es war September geworden. Die Sonne legte in mütterlicher Freigebigkeit ihren feinen Glanz auch über die altmodischen Häuser in der dunklen Stephansgasse von Frauenberg, daß sie für Stunden wie in Goldflut getaucht erschienen.

Vor der offenen Ladentür seines Seifen- und Parfümeriegeschäfts stand breitbeinig Herr Theodor Neubert. Die Hände hatte er behaglich auf den Hüften gelegt und die kleinen, gutmütigen Augen halb zusammengekniffen. So blinzelte er die Gasse entlang, höchst zufrieden mit sich, mit Gott und aller Welt. Was sollte er auch klagen? Sein Geschäft ernährte ihn gut und reichlich, sein Häuschen mit dem neuen grünen Anstrich und dem hohen Siedeldach stand schmack und sicher da, oben im zweiten Stock schaltete und waltete seine treue Auguste, Walti, Hede und Nannerl gediegen prächtig, die dicke Male knurrte zwar manchmal, war aber im Grund ihres Herzens ein guter Kerl — und nun gar seit fünf Wochen die blinde Prinzessin! Anfangs hatte er sich zwar vor ihrem feinen, vornehmen Wesen förmlich gescheut und die ersten acht Tage kaum gewagt, in ihrer

Gegenwart Ja oder Nein zu sagen, jetzt aber lachte er über seine törichte Furcht und hielt mit dem Prinzeßchen gar Kameradschaft.

In seinen ehelichen, aber etwas beschränkten Kopf wußte es gar nicht hinein, daß Elfe blind sein sollte. An zwanzigmal hatte er schon seiner Auguste versichert, das müsse doch ein Irrtum sein, die Prinzessin — so nannte er sie in Vorliebe — habe doch so offene, gesunde und schöne Augen gesunde Augen müßten aber doch sehen können. Und obwohl ihn seine Frau ebenso oft belehrte: „Theo, das verstelst du nicht, das arme Kind ist blind, alles um sie herum schwarz wie dunkle Nacht,“ verkehrte er mit ihr wie mit einer Sehenden.

Alles, von dem er glaubte, es könne der Prinzeß Freude machen, schleppte er ihr herbei, zeigte und erklärte und Elfride war weit davon entfernt, in seinem Benehmen etwas Lästiges zu finden, im Gegenteil, seine pudelbare Anhänglichkeit und plumpe Aufmerksamkeit rührten sie an tiefste.

Auch Elfe spürte den Zauber des holden Septembertages. Sie saß in der Wohnstube und hatte das Fenster ein wenig geöffnet. Ein mildes Lüftchen umschmeichelte ihre Wangen, auf die die zarten Herbststrahlen selb Arabesken malten.

Eifrig führte ihre weiße Hand die große Stopfnadel und zog geschickt Faden für Faden über die großen Löcher die der wilde Walti so unbegreiflich schnell in alle feine Strümpfe zu reißen verstand.

Ab und zu hielt sie in ihrer Arbeit inne. Dann hob sie das griechische Köpfschen und starrte sinnend in das Weißes und Liebes mußte es sein, was ihre Seele grüßte durchzog, denn ein leiser Zug von Glück spielte dabei in ihren Mund.

Der kleinen Nannerl, die bisher zu Elfens Füßen gesessen und in einem körbchen bunter Pappchen unermüdlich gewühlt hatte, dabei allerlei krause Worte vor sich lassen paßte doch auf die Dauer die stumme Tante nicht mehr. So holte sie kurz entschlossen ihre große Puppe, schob auf Elfens Schoß und bettelte: „Tante G—e, (so hat ihr zweijähriger Mund den Namen Elfe sich umgestaltet) Puppe an—tin, Puppe tafn!“ (Puppe anziehen, Puppe schlafen!)

Mit freundlichem Lächeln legte Elfride ihre Stopfarbeit beiseite, strich dem Kinde über das weiße Haar und begab die Puppe auszuziehen, wobei sie gewissenhaft jedes angestrichene Kleidungsstück benannte, was der Nannerl so vortremde bereitete, daß sie oft hell aufsaugte und sich eifrig bemühte, die Wortlänge nachzubilden.

Tante Elfe war ein geduldiger Spielkamerad. Immer wieder mußte sie die Puppe „an—tin, an—tin“, ihr Köpfschen geben und sie streicheln. Die Kleine wurde des Treiben gar nicht müde, und wer weiß, wie lange sie die Engelgeduld von Tante G—e noch beansprucht hätte, wenn nicht die Treppe eifrig herausgepoltert wäre und die Tür stürmisch aufgerissen hätte.

Onkel Theo kam herein; in der Hand schwang er ein großes weißes Koubert und rief, freudig aufgeregt: „Prinzeßchen, was ich bringe — einen Brief, einen Brief von Allerliebsten!“

Elfride durchzuckte es heiß, als sie das Schreiben in der Hand hielt. Nie hatte sie es schmerzlicher empfunden, als in diesen Wochen, daß sie blind war und nicht vermochte den Briefgruß des Geliebten mit den eigenen Augen zu sehen und zu deuten.

Wie man dem Falter den Schmelz von seinen Flügeln streift, so erschien es ihr, wenn ihr Tante Auguste in eifriger Güte Manfreds Zeilen stehend und holpernd vorlas, und doch mußte sie noch höchst dankbar sein, daß ihr jemand mit liebendem Herzen den Gruß des fernem Bräutigams mitteilte.

Tagelang trug sie dann die Briefe in ihrer Tasche herum, nachts verbarg sie sie unter ihrem Kopfkissen, und Tränen stiegen daraus empor, heiß an Sehnsucht, an Liebe, an Glück.

Wie pries Elfride die Stunde glücklich, da sie in der Blindenanstalt gelernt hatte, auf der Heboldtafel die römischen Uncialen zu schreiben, um sich so mit Sehenden schriftlich verständigen zu können.

Helmer umgab die ferne Braut mit fürsorgender Aufmerksamkeit. Fast kein Tag verging, an dem sie nicht einen Beweis seiner Liebe erhielt; und als am vergangenen Mittwoch der Postbote ihr ein Paket von ihm überreichte, das neben Gaben für sie auch noch die Neubertschen Kinder mit allerlei niedlichen Marzipanfigürchen bedachte, da wußte der Jubel kein Ende nehmen, und Walti, Hede und selbst das Nestkäden Nannerl schwärmten nur für den neuen und bekannten Onkel Manfred.

Tafelnd, mit hilflosem Blide, umschloß Elfride den Brief den ihr soeben Theo glückstrahlend überreicht hatte. Jetzt nur allein sein, den Brief öffnen, die Lippen wenigstens auf das Blatt drücken können, auf dem seine treue Hand gewelkt — das war ihr sehnlüchster Wunsch im Augenblicke.

Da hob Theo — als könne er die innersten Gedanken der Prinzessin lesen — lachend die kleine Nannerl auf, nach das Kind auf seinen Arm und sagte schmeichelnd zu ihm: „Komm, Nannerl, Tante G—e liest Brief, wir gehen zu Nutti. Nutti hat Brezeln für das Kind!“

Willig ließ sich die Kleine auf den Arm heben, wandte an der Tür nochmals das Köpfschen um und warf der liebe Tante G—e (als könne diese es sehen) mit der kleinen Patshand süße Kuchhändchen zu.

Elfride stand allein im Zimmer. Inbrünstig drückte sie den Brief an ihr klopfendes Herz, dann löste sie behutsam seine schützende Hülle.

Nun zog sie den Bogen heraus.

Doch, was war das? Sie fühlte mit ihrem feinen Getau erhöhte Punkte auf dem Blatte, ein Brief in Braillesche Blindenschrift! Von wem kam er, von einer blinden Freundin, von einer Institutskameradin? Ein Zittern überließ sie. Mit einer ihr sonst fremden Hast breitete sie das Schreiben auf dem Tische aus und tastete nach der Unterschrift: „Dein treuer Manfred!“ (Fortsetzung folgt.)